



Im Gespräch mit Barbara Finkenbrink: Gemeinden als Vorbild

Die Stadt Baden fördert auf ihrem Gemeindegebiet seit vielen Jahren die Biodiversität. Mit verschiedenen Instrumenten sichert sie öffentliche und private Grünflächen und wertet sie ökologisch auf. Barbara Finkenbrink ist Projektleiterin bei Stadtökologie Baden.

BirdLife Schweiz widmet seine aktuelle Kampagne der Natur vor der Haustür. Wo in der Stadt Baden gibt es am meisten Handlungsbedarf?

Ein grosses Potenzial sehe ich in den privaten Gärten, die viel zur Lebensraumvernetzung beitragen. Bei den öffentlichen Grünflächen ist das ökologische Potenzial eher limitiert. Sie sind – abgesehen von den Parkanlagen – oft isolierte Restflächen wie Verkehrsinseln oder sie werden stark genutzt wie begrünte Randstreifen entlang von Plätzen. Allerdings lassen sich solche Flächen meist relativ einfach und rasch aufwerten. Als Folge des verdichteten Siedlungsbaus gehen immer mehr Grünflächen verloren, es ist deshalb wichtig, die restlichen Flächen ökologisch wertvoll zu gestalten. Wir arbeiten dreigleisig, um die Quali-

tät zu erhöhen: Mit Vorgaben in der Bau- und Nutzungsverordnung, durch Motivation privater Grundbesitzer und durch unsere Vorbildfunktion im öffentlichen Raum.

Zu den grössten Herausforderungen für Gemeinden gehört, private Flächen ökologisch aufzuwerten. Was unternehmen Sie diesbezüglich?

Ein wichtiges Instrument ist die Bau- und Nutzungsordnung. Sie hält fest, dass Aussenräume, Gärten und Vorgärten so gestaltet und bepflanzt sein müssen, dass sie einen höheren ökologischen Wert haben. Die Grünflächen müssen demnach überwiegend mit einheimischen Arten bepflanzt sein. Zu meiner Arbeit gehört u. a. das Prüfen von Baugesuchen bei Neu- und Umbauten, bei dem ich auf eine naturnahe Bepflanzung achte. Besondere Aufmerksamkeit erhalten grössere Überbauungen, bei denen es um ausgedehnte Freiflächen geht. Aber auch private Gartenbesitzer müssen sich an die Vorgaben halten.

Wie motivieren Sie private Hausbesitzer, ihre Gärten naturnäher zu gestalten?

Im Rahmen des Projekts «Natur findet

Stadt» bieten wir neben einer professionellen Gartenberatung ein Set an modulartigen Massnahmen an, wie Nisthilfen, Trockenmauern oder Hecken. Private können – abhängig von Geschmack, Platz und Bedürfnissen – ihren Garten damit ergänzen. Wer bei uns mitmacht, muss seinen Garten nicht komplett umgestalten. Wenn die Massnahmen umgesetzt sind, laden die Gartenbesitzer Freunde, Bekannte und Nachbarn zu einem von uns gestifteten Apéro ein. Unser Ziel dabei ist, das Projekt über persönliche Empfehlungen bekannter zu machen und weitere Leute zum Mitmachen zu motivieren.

Wie finden Sie geeignete Gartenbau-firmen, welche die Leute fachgerecht beraten?

Wir haben alle Gärtner der Region eingeladen, beim Projekt mitzumachen. Mit den Gärtnern, die eine naturnahe Gartenberatung in unserem Sinne anbieten, haben wir eine Vereinbarung getroffen und sie dazu verpflichtet, gewisse Standards einzuhalten. Dazu gehört z. B. torffreies Pflanzensubstrat und wenn möglich regionale Natursteine zu verwenden. Ausserdem

Barbara Finkenbrink, Projektleiterin bei Stadtökologie Baden.



Mit Informationstafeln in Form einer Eidechse informiert die Stadt Baden über die Anlage von Lesesteinhaufen zugunsten von Reptilien.

Fotos: Stadtökologie Baden



müssen drei Viertel der Bepflanzung aus einheimischen Pflanzen bestehen und maximal ein Viertel darf mit exotischen Arten bepflanzt sein. Wir haben die Standards für eine naturnahe und nachhaltige Gartengestaltung und -pflege in einer Art «Letter of intent» festgelegt, um die Beratungsqualität zu sichern.

Die finanzielle Unterstützung, die das Projekt «Natur findet Stadt» vom Ideen- und Projektpool des Kantons Aargau erfährt, beschränkt sich auf die Privatgärten. Die Stadt Baden hat das Projekt um Massnahmen im öffentlichen Raum ergänzt. Wie ist es dazu gekommen?

Wir setzen im öffentlichen Raum dieselben Massnahmen um wie auf den privaten Flächen. Die öffentlichen Flächen haben mehrere Funktionen: Sie machen Werbung für das Projekt, bieten Anschauungsmaterial und dienen als gutes Vorbild. Ursprünglich war das Projekt auf private Grünflächen ausgerichtet. Als wir es in den Quartieren vorgestellt hatten, sagten uns viele Leute, dass wir zuerst die öffentlichen Grünflächen aufwerten und erst dann die Privaten dazu auffordern sollten. Wir haben gemerkt, dass wir als Behörde nicht von den Privaten verlangen können, ihre Gärten naturnah zu gestalten, ohne selber aktiv zu werden.

Der Werkhof ist ein wichtiger Akteur. Wie haben Sie die Mitarbeitenden davon überzeugt, mitzumachen?

Für uns war es wichtig, den Werkhof rechtzeitig einzubinden, ebenso wie die anderen Dienstabteilungen. Die Standards für die naturnahe Gartengestaltung und -pflege haben wir zusammen mit den Werkhofmitarbeitern erarbeitet. Dies war ein längerer Prozess, bei dem wir uns auf gemeinsame Regeln einigten. Zuerst wollten wir sehr strenge Vorgaben festlegen und nur einheimische Pflanzenarten zulassen. Der Werkhof hat uns dann aufgezeigt, dass eine solche Regelung nicht überall umsetzbar ist. So gibt es Beete, welche einen repräsentativen Charakter haben. Bei denen brauchen die Werkhofmitarbeiter eine grössere Auswahl an Pflanzen, darunter solche mit rein dekorativer Funktion.

Wie informieren Sie die Bevölkerung über die Aufwertungen im öffentlichen Raum?

Öffentlichkeitsarbeit ist ein wichtiger Teil des Projekts. Dazu gehören Broschüren, Flyer und Tafeln, welche wir bei den öffentlichen Grünflächen anbringen. Bei den Tafeln handelt es sich um Tiersilhouetten mit einem Merksatz, der aufzeigt, welche Art mit der Massnahme gefördert wird. Für den Werkhof sind diese Beschilderungen sehr wichtig. Damit kann er auf einfache Weise erklären, warum er eine Fläche auf eine bestimmte Art pflegt, beispielsweise weniger oft mäht als bisher oder einen Asthaufen liegen lässt. Reklamationen aus der Bevölkerung lassen sich damit verringern oder gar ganz vermeiden.

Die Stadt Baden hat rund 20'000 Einwohner und gehört zu den grösseren Gemeinden mit entsprechend finanziellen und personellen Ressourcen. Welche Möglichkeiten haben kleinere Gemeinden?

Es gibt viele Massnahmen, die sich auch mit wenig Budget realisieren lassen. Beispielsweise können kleine Gemeinden bei Organisationen wie BirdLife Schweiz oder Pro-Natura Informationsmaterial beziehen und an Veranstaltungen, an denen die Leute sowieso vor Ort sind, Broschüren verteilen oder auflegen. Wichtig ist, als Behörde hinzustehen, die Leute zu informieren und zum Mitmachen zu motivieren. Was wir auch machen, das ist, bei der Abteilung Planung und Bau Informationsmaterial aufzulegen, z. B. Broschüren zur Förderung von Seglern, zu Dachbegrünungen sowie Broschüren zur naturnahen Gartengestaltung.

Welche Anreize sind auf übergeordneter Ebene, also Stufe Kanton oder Bund, wichtig, um Gemeinden dafür zu motivieren, die Biodiversität zu fördern?

Es gibt viele kritische Stimmen, die unsere Arbeit in Frage stellen und als Verschwendung von Steuergeldern betrachten. Deshalb sind übergeordnete Strategien wie die Strategie Biodiversität Schweiz für uns ausschlaggebend. Diese halten fest, dass Biodiversität im Siedlungsraum gefördert werden soll. Übergeordnete Strategien legiti-



Sogenanntes Kleintierhotel in einem privaten Garten.

Foto: Stadtökologie Baden

mieren die Gemeinden dazu, Projekte wie «Natur findet Stadt» umzusetzen und sind wichtige Argumentationshilfen. Entscheidend für uns sind auch Initiativen wie der Ideen- und Projektpool des Kantons Aargau. Solche Förderprogramme helfen uns, neue Projekte zu entwickeln und sind gute Gelegenheiten, Ideen zusammenzutragen und neue Initiativen zu starten.

Interview: Manuela Di Giulio



Foto: Andreas Müller

In allen vier Milan-Ausgaben 2016 bringt uns Manuela Di Giulio das Schwerpunktthema «Biodiversität im Siedlungsraum» näher.

Manuela Di Giulio ist Biologin und Ökologin. Sie arbeitet als Co-Geschäftsführerin im Büro «Natur Umwelt Wissen GmbH» und hat sich darauf spezialisiert, ökologische Themen einer breiten Öffentlichkeit zu vermitteln. Seit einigen Jahren beschäftigt sie sich ausserdem mit dem Thema Siedlungsentwicklung und deren Einflüsse auf die Biodiversität.